

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Es ist gestern Gewerksammler von Christiansglück gewesen in Siegen. Ich hört's heut' morgen droben vom Reusch. Bis in die späte Nacht ist's gegangen, sie sind sich fast in die Haare geraten, aber schließlich hat er's doch durchgesetzt, der Bertsch mit seinem geheimen Auhang, — es war eben eine regelrechte Ueberraschung —, daß sie ihn zum Direktor der Zeche gewählt haben.“

„Direktor? Nicht schlecht!“ Laut lachte Henner von Grund los. „Von dem Büt, der bisher kaum noch einen Bergverwalter abwarf? Na, recht so — nur zu! Sie sind ja ohnehin am Ende mit ihrem bißchen Eisen.“

„Gewiß, für die bisherige Betriebsart. Aber sie wollen's nun ganz anders anpacken. Ganz modern, mit Dampf, Elektrizität, bis hinunter in Teufen, wo hier noch kein Mensch dran dachte. Da sollen noch gewaltige Mengen Erz anstehen.“

„Ach, Märchen! Der findige Herr hat's eben gelernt, bei den Pankees, das Goldmachen — aus anderer Leute's Taschen. Aber lassen Sie ihn nur ruhig machen. Wird nicht lange dauern, und die ganze Herrlichkeit kracht schönstens zusammen! Blauer Dunst, Pastor!“

Und der Gutsherr begann langsam auszuschreiten, nach der Linde hin. Burgmann blieb ihm zur Seite. So sagte er:

„Sie unterschätzen diesen Menschen doch etwas. Bertsch weiß natürlich, daß er allein nichts machen kann. Darum hat er Verhandlungen angeknüpft mit der Landesbank in Köln.“

„Hollah!“

„Ja, und ein Sachverständiger ist im Auftrag der Bank auch schon hier gewesen, in aller Heimlichkeit — erst gestern erfuhren's die Gewerksammler selber.“

„Nun, und —?“

„Sein Gutachten soll so günstig ausgefallen sein, daß die Bank sich zu einer Aktion entschließen dürfte. Die Gewerksammler soll mit ihrer Hilfe in ein Aktienunternehmen umgewandelt werden.“

„Teufel — das wäre freilich etwas anderes! Dann kann's unserem Erbstocken schlimm gehen.“

Henner von Grund sprach im eigenen Interesse. Seine Familie war am Erbstocken von altersher beteiligt und er sogar der Repräsentant dieser ältesten Eisengrube des Landes. Seine Stirn fürchte sich daher, wie er jetzt noch weiter sagte:

„Eine solche Konkurrenz — einfach fertig wären wir dann!“

„Mag wohl sein!“ Gelassen gab es Burgmann zurück.

„Aber nicht deswegen etwa komme ich zu Ihnen. Eine andere Gefahr meinte ich. Wenns nun dem Bertsch glückt und mit

Hilfe der Bank der Grubenbetrieb im großen anhebt, wenn Hütten- und Stahlwerke hinzukommen, wenn Hunderte, ja Tausende von landfremden Arbeitern hier einziehen in unser stilles Tal — das meine ich! Man hat's ja oft genug gehört von draußen in der Welt, wie's dann zugeht. Dann zieht auch ein neuer Geist mit ein, vorbei ist's mit alter guter Zucht und Sitte, die Bande von Ordnung und Gehorsam lösen sich an allen Enden.“

„Weiß Gott, ja!“ Erregt stimmte Henner von Grund zu. „Man hat jetzt schon seine liebe Mühe und Not, hat man aber erst die Schote im Land, dann bekommt man überhaupt keinen Menschen mehr zu landwirtschaftlicher Arbeit. Alles läuft dann zur Industrie, weil die Werks mehr zahlen als unseriner. Kunststüd — wenn man so'n Sündengelb verdient wie die!“

„Aber soll man das dulden — alles wirklich so kommen lassen, hier im Rauhen Grund? Wo wir auf unserer Väter Scholle haufen auf unsere Art, so lang wir denken können! Auf unsere Art, auf die wir stolz waren von jeher, mit Recht! So da nun so ein hergelaufen Volk sich breit machen und sein Maul aufreißen, als ob sie Herren wären im Lande.“

„Nein — das sollen sie nicht!“

Schmetternd fuhr Henner von Grund's Faust auf den Tisch unter der Linde, bei dem sie jetzt standen.

Befriedigt nickte der Alte im weißen Haar.

„Wußt's, daß Sie so sprechen würden, und darum kam ich her.“

Die hellcharfen, blauen Augen unter den weißen Brauen drangen jetzt fest in die des Gutsherrn, wie er nun fortfuhr:

„Wir sind nicht gerade Freunde gewesen bisher, Herr von Grund.“

„Nein, — beileibe nicht!“ lachte der andere.

„Aber das ist von jeher so Brauch gewesen unter uns Männern vom Rauhen Grund: Immer im Kampf miteinander. Doch kommt der Landfeind von draußen — dann stehen wir zusammen.“

„Sol mich der Teufel, ja!“ und schallend schlug Henner von Grund in die starkknöchige Hand Burgmann's. „Das soll gelten! Er soll sich verrechnet haben, dieser Herr Bertsch, der da meint, unser Rauher Grund wäre nur grad' so ein Fressen für ihn!“

„Und wie gedenken Sie's anzugreifen?“

„Wir dürfen's nicht zur Verbindung mit der Bank kommen lassen. Das müssen wir hintertreiben, unter allen Umständen!“

„Aber wie?“

„Wir müssen Einspruch erheben, irgendwelcher Art. Gründe werden sich schon finden lassen — wozu wären wir Grubennachbarn. Kurzum, wir schikanieren diese Werks, hinten und vorn.“

„Da werden sie zum Bergamt laufen.“

„Um so besser. Dann treiben wir's zum Prozeß. Und ist die Sache erst bei den Advokaten, dann ist sie gut auf-

gehoben. Die lassen solchen fetten Bissen nicht mehr aus den Krallen, und darüber dürste dann wohl der Landesherr der Appetit vergehen."

"Im — der Gedanke scheint mir in der Tat nicht schlecht."

"Gut ist er. Ausgezeichnet! Und für alles übrige lassen Sie nur meinen Steiger sorgen, den Hannschmidt. Das ist ein Fuchs, mit allen Kunden gehebt!" Vergnügt lachte der alte Weidmann in sich hinein. "Der wird dem klugen Herrn aus Amerika schon genug zu schaffen machen."

Und weiter sprechend, geleitete der Gutsherr seinen sich nun verabschiedenden Besuch zum Vorgewölbe.

Mit einem eigenen Blick sah Eke von Grund den beiden nach. Es war ihr ganz sonderbar zumute gewesen, wie sie eben der Unterhaltung zugehört hatte. Als ob eben draußen an der Schwelle dieses weltentlegenen Tals plötzlich einer angelockt hätte mit starker Hand. Einer, der die Tür weit aufreißen wollte. Unwillkürlich dehnte sich ihr da die Brust.

"Nun, und was sagst du zu diesen Neuigkeiten?"
Denner von Grund, der zurückgekehrt war, fragte es die Nichte.

Eke hob langsam den Kopf aus ihrem Sinnen.

"Ich meine, es wäre gut. Das Leben will herein in diese Einsamkeit."

"Das Leben! Sprichst ja gerade, als ob wir bisher schliesen hier!"

"War's denn etwa anders?"

"Rebensarten! Schaff dir Arbeit in Haus und Hof, so hast du Leben genug."

Eke von Grund heftete einen langen Blick auf den Oheim, aber sie schwieg. Wozu reden, wenn man doch nicht verstanden wurde.

Denner von Grund zündete sich währenddessen die erloschene Pfeife wieder an. Nun sagte er aus seinen Gedanken heraus geringschätzig:

"Der Bursch! So ein Vagabund! Und das will hier alles auf den Kopf stellen!"

Doch da sah Eke herüber.

"Warum sprichst du so von dem jungen Bertsch? Er hat's doch zu etwas gebracht da draußen. Oder ist's schon allein ein Verbrechen, überhaupt hinauszuziehen in die Welt?"

"Na, wer ein tüchtiger Kerl ist und ehrliche Arbeit nicht scheut, hat's jedenfalls nicht nötig, sich draußen rumzutreiben."

"Aber wohl der, der's weiter bringen will, als die andern hier."

"Zum Henker, wir wollen aber gar nicht weiter hier! So wie es ist, ist's gut."

Da hob Eke von Grund nur die Schultern und griff wieder nach ihrem Buch. Aber ihre Gedanken gingen einen andern Weg.

Also das war aus dem Gerhard Bertsch geworden. Sie kannte ihn ja gut. Wie es so geht, wenn man aufwächst in solchem Nest. Und sie stellte sich den ungeschickten großen Jungen vor, über den sie sich manchmal lustig gemacht, wie ein geschmeidiges Käpchen, das mit einem täppischen jungen Hunde spielt.

Treulich, es steckte Mut in dem Bertsch-Gerhard schon damals. Er wußte, was er wollte. Und was er wollte, das setzte er durch. Im Spiel wie im Ernst. Er hatte einen Starrkopf, über den sie sich damals oft geärgert hatte. Sie hatten daher eigentlich auch stets im Kriegszustand gelebt miteinander.

Aber trotzdem freute sie sich jetzt ordentlich, daß er da war, um hier gründlich zuzupacken mit seiner grobschrotigen Faust. So würde sich doch endlich einmal etwas begeben in diesem toten Winkel, wo die Zeit stille zu stehen schien.

Willkommen denn wieder daheim, Gerhard Bertsch!

*

Volle sechs Stunden hatte Bertsch mit dem Bergverwalter im alten, baufälligen Jochenhause gegessen, ohne aufzusehen von den Stubenbildern, die sich unter seiner Hand mit roten Strichen bedeckt hatten. Nun aber schob er doch die Pläne zurück. Er zog die Uhr — dicht vor zwölf. Da lachte er und blickte zu dem Verwalter hin.

"Na, da werden wir doch wohl mal 'nen Augenblick aufhören müssen, Manskopf. Ihre Familie will ja schließlich auch noch was von Ihnen haben am Sonntag. Also denn bis morgen früh! Ja — punkt sechs bin ich wieder hier oben."

Der Verwalter erhob sich. Im Laufe dieser Stunden hatte er seinen Frieden gemacht mit dem neuen Herrn. Wollte ihm auch vieles von dem, was er gehört, nicht in den alten Kopf, das eine hatte er doch erlitten: Er verstand etwas von der Sache und wußte, was er wollte. Da mußte man sich denn wohl abfinden mit den neuen Verhältnissen. Und mit einem Gruß, der noch immer grollte und doch schon insgeheim Versöhnung bedeutete, ging er.

Gerhard Bertsch nierte ihm nach, mit einem Lächeln. Ja, so waren sie eben einmal hier, die Leute im Rauher Grund. Immer erst durch Gegnerschaft kam man zur Freundschaft. Aber die hielt nachher auch doppelt dafür. Na, er und der Manskopf, sie würden sich auch noch verstehen lernen.

Und Gerhard Bertsch erhob sich nun auch seinerseits, griff nach dem Hut und trat jetzt vors Haus. Sein Blick glitt hinunter zu dem Ort. Er lag in feiertäglicher Stille. Aus allen Häusern kräuselten weiß-blaue Rauchwölkchen auf. Dort schmorte der Sonntagsbraten. Da fiel es ihm ein: Seit vier Uhr heute früh, wo er von der Bahnstation aufgebrosen zu seinem Waldgang hierher, hatte er nichts mehr genossen. Und damit stiegen all die Fragen des täglichen Lebens auf, die doch hier auch noch zu erledigen waren. Wo würde er wohnen und sich verpflegen?

Einen Augenblick blieb Bertsch stehen, aber gleich wieder schritt er weiter. Was sich lange aufhalten mit diesen Nebensächlichkeiten? Er würde sich fürs erste einfach im "Hirschen" beim Neusch-Hannes in Quartier geben. Da war man ganz gut aufgehoben, wenigstens früher.

So kam Gerhard Bertsch vor Neuschs Gasthof. Er nickte befriedigt. Ja, alles noch beim alten! Behäbig und freundlich grüßte ihn das Haus mit den grünen Läden an der sauber geweißten Wand. Und auf der Bank über der Vortreppe saß, wie früher immer des Sonntags auch, die Neusch-Mutter. Geruhsam hatte die alte Frau die Hände im Schoß gefaltet und blickte sinnend vor sich hin in das Sonnengesimmer.

Schnell sprang Bertsch die paar Stufen empor.

"Grüß Gott, Mutter Neusch! Na, kennen Sie mich noch wieder, den Amerikafahrer? Den Bertsch-Gerhard, mit dem Sie so manchmal Ihre liebe Not gehabt als Jungen?"

Lachend schüttelte er ihr die Hände, indem er ihr voll ins Antlitz sah.

"Was Sie sich gut gehalten haben, Mutter Neusch! Ja, gar nicht verändert. Noch genau so, wie vor zehn Jahren."

"Doch nicht ganz, Herr Bertsch — ich sehe Sie nicht mehr."

"Was denn!" Er schrak zurück und starrte auf ihre Augen, die ungewiß nach ihm suchten. Da fügte er leiser hinzu: "Wirklich?"

Die Neusch-Mutter nickte ruhig. Ihr feines Altfräulengesicht unterm blendend weißen Häubchen behielt seinen freundlichen Ausdruck, wie sie nun erwiderte:

"Ja, blind — seit drei Jahren schon."

"Aber mein Gott, wie kommen Sie denn dazu, liebe Mutter Neusch? Sie, die Sie doch immer so gesund waren, Zeit Ihres Lebens!"

"Gott hat mich wohl strafen wollen damit."

"Strafen?" Unwillig klang es. "Wenn je ein Mensch gut war, dann doch gewiß Sie!"

(Fortsetzung folgt.)

Heimat.

Kriegserinnerungen von Robert Scholz.

Die draußen gewesen sind, wissen was es heißt: Heimat! Sie können erfassen, wie wunderbar schön Deutschlands Gauen sind, im Glanze der Frühlingssonne, in der Reife des Sommers, in den Stürmen des Herbstes und in der starren Kälte des Winters. Heimat! Wie wenige verstehen und kennen dich. Reisen in der Welt herum und quälen sich mit wirrem Kopf und ermatteten Sinnen ab, im Dusch-busch die Naturschönheiten fremder Länder in sich zu pferpfen und verlieren dabei das Schönste und Beste aus den Augen, die Erkenntnis für die hehre Schönheit ihrer eigenen deutschen Heimat. In keinem Volke ist das Heimatsgefühl so ausgeprägt, wie in dem deutschen; wollten doch alle in diesen schweren Tagen dies Zugehörigkeitsgefühl zur Heimat besser pflegen und hegen.

Es ist ergreifend, mit welcher Begeisterung heimkehrende verwundete Truppen den deutschen Boden begrüßen. Viele Monde

welken sie ferne der Heimat und nur sehen sie diese zum erstenmal wieder, nach einer langen und schweren Zeit. Die Schmerzen lassen nach und die Augen glänzen, wenn die deutschen Fluren zu den Fenstern des Lazarettzuges hereingräßen. Sie hören deutsche Laute, deutsche Frauen und Mädchen winken ihnen zu — deutsch, deutsch ist alles, was sie hören und sehen. Da zieht ein heiliges Bewußtsein in ihre Herzen: Deutsch und Heimat — wie paßt ihr zusammen. —

Einmal lagen wir längs einer französischen Heeresstraße im Schützengraben. Es war die Nacht über ein warmer Regen gefallen und als der Morgen graute sahen wir, daß die Knospen gesprungen waren und wie ein endloses Band zog sich die Baumreihe der Landstraße im hellgrünen Frühlingschmuck durch das Land. Es war Frühling geworden über Nacht. Als dann die Strahlen der Morgensonne die jungen grünen Blättchen vergoldeten, schlich sich einer nach dem andern nach dem Ausgud, den wir uns gebaut hatten, und spähte vorsichtig über die Deckung nach dem ersten Gruß des Frühlings. Frühlings in Feindesland — 100 Meter vor den todspeienden Gewehren der Franzosen. Da wurde in aller Herzen die Sehnsucht nach dem Vaterlande wach, und wie ein heißes, stilles Gebet stieg es zum Himmel auf: Herrgott, schenke uns auch in Deutschland wieder einmal einen Frühling. —

Feldgottesdienst. Die Kompagnie war angetreten, über uns lachte ein blauer wolkenloser Himmel und erwartungsvoll standen wir im Halbkreis um den Feldgeistlichen, einen echten markigen Sohn unserer Heimat, geschmückt mit dem schlichten Kreuze aus Eisen. Und markige Worte waren es, die er zu uns sprach. Er war vor kurzem in der Heimat gewesen und führte uns nun in die Predigt eingesprochen, heimatische Bilder vor Augen. Wir standen und lauschten, folgten begierig jedes Wort in uns ein und hörten aus jedem einen Gruß vom fernem Dabeim. Wir hörten das Rauschen der deutschen Wälder, das der Geißliche uns schilderte, wir gingen mit ihm am Ufer des marmelnden Baches dahin und hörten mit ihm das Schlagen der Amsel im Gebüsch. Ach — das Herz wurde uns so weit, und wohl nie ist das schönste Lied der Deutschen mit mehr Begeisterung und Imbrunst gesungen worden als damals, da nach beendigter Feier die Kapelle: „Deutschland, Deutschland über alles“ anstimmte. —

Unsere Kapelle! Wer sie von den Friedenszeiten her noch kannte, wußte was sie leisten kann, aber ihre schönsten Vorbeeren hat sie sich doch erworben, als sie den deutschen Kriegern fern der Heimat ihre Stücke blies. Zerbeult und verwettert sahen die Instrumente zwar aus, nichts mehr erinnerte an die Tage des Glanzes und der Triumphe, aber die Töne waren noch rein und klar und nur zu gern lauschten wir dem Konzert unserer traven Musiker. Spielten sie gar Volkswesen, nicht das blöde Durcheinander moderner Gassenhauer, sondern Weisen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hatten und uns allen wohlbekannt waren, dann kannte die Freude und Begeisterung keine Grenzen mehr. Erst einzelne, dann mehrere und schließlich alle sangen die lieben trauten Wieder mit. Und siehe, auch hier grüßte uns die Heimat wieder! —

Darum Ihr, die Ihr in der Heimat bleiben mußt, seid nicht nur freundlich zu denen, die vom Felde kommen, die mit stauenden Augen all die Schönheiten ihres Vaterlandes neuer und größer in sich aufleben lassen, sondern zeigt ihnen, daß auch Ihr gelernt habt in diesen Tagen der Not Euer Vaterland zu lieben, damit sie, wenn sie wieder hinausziehen, wissen, daß die Dabeim das zu schäßen verstehen, für das sie kämpfen und bluten: die Heimat!

Denn dieses Wissen gibt unseren Tapferen in Ost und West die Kraft zu kämpfen und zu sterben. —

Adolf Oberländer.

Zu seinem 70. Geburtstag, 1. Oktober.

Adolf Oberländer — den Namen nennen heißt eine ganze Welt heraufbeschwören, deren jeder Deutsche mit lächelnder Dankbarkeit gedenkt. Eine Welt von überspannten Dichtertingen, bärbeißigen Philistern, schwärmerischen Badischen, gezierten Weltbarnen, von Schwärzgemüthern und Sonntagsjägern, von behabigen Rentnern und listigen Schulbuben, denen sich dann noch eine ganze Arche Noë von allerlei Tieren zugesellt. Die Menschen dieser Welt tragen jenen Anflug fröhlicher Uebertreibung, die dem Humoristen gestattet ist, aber ihrem inneren Wesen nach sind sie wahr, daß wir ihre Vorbilder in unserer nächsten Nachbarschaft und Bekanntschaft zu entdecken meinen. Und wie sie menschlich wahr sind, so sind sie es auch künstlerisch. Mit Wilhelm Busch teilt Meister Oberländer den tiefen künstlerischen Ernst, die Gediegenheit des Studiums und der Arbeit, auf der seine künstlerische Ueberlegenheit und Schlagkraft beruht und der er die Fähigkeit dankt, das Typische und Kennzeichnende der Erscheinungen in wenigen Linien zusammenfassend zu geben. Seit einem Jahrzehnte etwa ist ja neben Oberländer dem Zeichner endlich auch der Maler zur Geltung gekommen; seine kleinen bescheidenen Bilder werden nicht mehr übersehen, sondern wir wissen jetzt, daß in ihnen eine Feinheit der Farbe und eine Frische und Unmittelbarkeit der Naturbeobachtung niedergelegt ist, die Oberländer in die Nähe der Leibl, Trübner und des früheren Thoma rückt. Schon vor mehr als 25 Jahren übrigens hat ein

so ausgezeichnete Kenner, wie Adolf Bayerdorfer, das gewiß, der es nicht verschmäht hat, Oberländers erster Biograph zu werden.

Regensburg ist Oberländers Vaterstadt, und an seiner Wiege hat die Kunst gestanden, aber nicht die Malerei, sondern die Musik, denn sein Vater war Organist. Mein er hätte den Sohn lieber im kaufmännischen als in einem künstlerischen Berufe gesehen und erst nach mancherlei Schwierigkeiten und Weiterungen durfte der junge Oberländer — er war damals 16 Jahre alt — die Münchener Akademie beziehen. Zwei Jahre später knüpfte er die Verbindung mit den „Fliegenden Blättern“ an, die bekanntlich dann jahrzehntelang die klassische Stätte der Oberländerschen Kunst gebildet haben. Inzwischen studierte er an der Akademie ruhig weiter und erlangte schließlich Zutritt bei Piloty, der den echten Talenten der Münchener Akademie bekanntlich damals den letzten Schluß und die letzte Reife gab. Daß Oberländer zu diesen Talenten gehörte, das merkte Piloty wohl, aber in die bei ihm damals übliche große Geschichtsmalerei paßte der Regensburger Organistensohn allerdings wenig hinein, und eines Tages entschloß er sich kurz, diesem ganzen Wesen den Rücken zu kehren und nur zu machen, wozu er sich selbst gedrängt fühlte. Das waren jene kleinen Bilder. Das waren jenen kleinen Bildern, die heut so geschätzt und — so gut bezahlt werden, während man damals für sie gar kein Auge hatte. Der Hängenausschluß machte diese kleinen Stücke denn auch regelmäßig tot, und Oberländer selbst hat einmal in einer seiner Zeichnungen humorvoll geschildert, wie man es anfangen müsse, um ein Oberländer-Bild zu sehen: indem man drei handfeste Badträger einander auf den Schultern stehen läßt und den obersten erklettert — dann befindet man sich dem gewünschten Bilde gegenüber. Schließlich hatte Oberländer genug davon, Bilder zu malen, die niemand sah und die, ein paar englische Kunstliebhaber ausgenommen, auch niemand kaufte, und er warf sich ganz auf die Zeichnung. Da winkte ihm denn freilich der Erfolg ziemlich schnell. Jahrzehntlang war Oberländer mit seinen Zeichnungen der große Trumpf der Fliegenden Blätter, und immer von neuem setzte er seine Bewunderer durch den Reichtum seiner Motive, die Originalität seiner Einfälle und den heißvollen Schwung der Ausführung in Entzücken. Dabei sah ihm der Schalk immer gründlich hinter den Ohren, und wie er Art und Unart der Kunst seiner Zeit in seiner glänzenden Zeichnungsreihe „Der Fuß“ schlagend zu Tenzzeichnen verstand, so wußte er in den unsterblichen Bubenseichnungen des kleinen Moritz so manche kleine soziale Idylle des Land- und Schullebens mit prächtiger Ironie zu beleuchten. Schließlich aber fehlt seinem Werke doch jener etwas bitterliche Reizgeschmack, den Buschs Zeichnungen kaum je verfehlen. Busch war im Grunde ein Menschenverächter (vielleicht ein Menschenverächter aus Menschenliebe), aber für Oberländer, den großen Tierfreund, ist die liebe Menschheit, scheint, eine Art zoologischer Garten, deren Inzassen er sich mit immer neuer, immer wacher Neugier aufmerksam, zuweilen kopfschüttelnd und oft lächelnd betrachtet. Darum werden auch seine Tiere so oft menschlich und dafür die Menschlein erscheinen mehr als einmal in Tiergestalt. Meister Oberländer ist so respektlos zu finden, daß die Grenze zwischen Mensch und Tier gar nicht so fest und unverrückbar bestehe, wie es das Selbstbewußtsein der meisten Angehörigen der Gattung homo sapiens gern Wort haben möchte.

Vermischtes.

* Die Stadt der Armut und der Trauer. Eine interessante, weil für die in Serbien herrschenden Zustände bezeichnende Schilderung von Nisch, das für die Kriegsdauer anstelle Belgrads zur serbischen Reichshauptstadt erhoben wurde, sendet ein Berichterstatter des „Gaulois“ seinen Platte: „Nisch ist wahrhaftig eine sehr traurige Hauptstadt. Die wenigen Neubauten, die man erblickt, sind primitiv, billig und schlecht ausgeführt. Auch die Einrichtungen der Häuser sind mehr als bescheiden. Selbst die königliche Residenz macht einen kläglichen Eindruck. Es erscheint unbegreiflich, wie die Regierung sich in einer so armen Stadt einzurichten vermochte. Ich habe nur das Kriegsministerium besucht; es besteht aus sechs Zimmern! Infolge des Raummangels wurden viele Bureaus in anderen Ortschaften und im Hauptquartier untergebracht. Es versteht sich, daß dies nicht geeignet ist, die Erledigung der Staatsgeschäfte zu erleichtern. Bei einem Spaziergange durch die düsteren Straßen erblickte ich eine Tafel mit der Aufschrift: Französischer Klub. Ich kletterte die Treppe empor, fand aber nur einen Diener in dumpfer Verlassenheit. Ich konnte nur erfahren, daß die in Serbien lebenden französischen Unternehmer, die gleichzeitig mit der Regierung nach Nisch übersiedelt waren, diesen „Klub“ gegründet hatten. Die Kaffee- und Gasthäuser in Nisch sind erbärmlich. Ebenso ist es mit den Hotels bestellt. Ich beklage jeden Menschen, der gezwungen ist, länger als einen Tag darin zu wohnen. Als ich den Bürgermeister der Stadt über die Gründe dieser trostlosen Zustände befragte, erwiderte er: „Seit Kriegsausbruch hatten wir uns um andere, drittgängliche Dinge zu kümmern. Zuerst galt es, die Regierung unterzubringen; dann mußte das Verteilungswesen in Stand gesetzt werden; und schließlich trat die Sorge für die Verwundeten und Kranken in den Vordergrund.“ Aber all diese Kriegsvorgänge sind nichts im Vergleich mit den schweren Prüfungen, mit denen die entsetzliche Typhusepidemie die Bewohner von Nisch heimgesucht hat. Ganz Serbien war verheert und es mangelte überall an Bekämpfungsmitteln. Es gab

weder genügend Ärzte noch Pflegerinnen. Die von der Krankheit Ergreifenen stürzten zu Tausenden in den Straßen nieder und lagen so oft viele Stunden lang, bevor ihnen Hilfe gebracht werden konnte. In ganz Nisch ist wohl kein einziges Gebäude verstanden geblieben, manches Haus beherbergte allein zwanzig Kranke. Die Hügel führen mit Wagen voller Totkranker ein. Die Krankenhäuser waren überfüllt. Auch der Bahnhof war bald belegt. Die Sterblichkeit war ungeheuerlich; es gab 350 und mehr Todesfälle an einem Tage. 30 Prozent der Ärzte fielen der Epidemie zum Opfer. Dabei gab es Anfangs im ganzen Königreich Serbien 315 verfügbare Ärzte für eine Bevölkerung von 5 Millionen! Erst französische, englische und Pilsaktionen des neutralen Roten Kreuzes vermochten eine allmähliche Verminderung der Epidemie herbeizuführen. Auch heute ist der Typhus noch nicht ganz verschwunden. . . . Überall in Nisch hat man den Krieg vor Augen. Die Gasse in den Kaffeehäusern haben fast alle ihre Gewehre neben sich gestellt. Allenthalben zeigt sich die primitive Art dieser Volksorganisation. Alles ist im Kriege und der Krieg ist überall."

Wie der Jar den Dampfhammer nicht sah. . . . Nachdem Jar Nikolaus II. höchstselbst das Kommando seiner Heeresreste mit der „Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo-Zattit“ übernommen hat, wird er sich auch etwas um militärische Dinge kümmern müssen. Vielleicht geht er auch einmal nach England, um sich über Geschütz- und Munitionsfabrikation zu unterrichten. Da könnte es freilich sein, daß er trotz der gegenwärtigen Bundesgenossenschaft ähnlich bittere Erfahrungen machte, wie sie sein Vorgänger gleichen Namens auf dem Thron, Nikolaus I., dem der Krönkrieg das Herz brach, anno 1844 dort erproben mußte. Die folgende kleine Geschichte, für deren Wahrheit der große Eisenbahningenieur Maj. Maria von Weber in seinen Skizzen „Vom rollenden Hügelrade“ sich verbürgt, illustriert deutlich, wie jedenfalls damals noch im stolzen Britenlande der Wunsch des „Herrschers aller Menschen“ nicht zum obersten Gesetz erhoben wurde: James Nasmyth, der es liebte, sich den „ersten Schmitz der Welt“ nennen zu hören, hatte die gewaltigen Werke zu Patricroft begründet, wo neben dem Kruppchen der erste Dampfhammer in Tätigkeit war. Der galt als eine Art Weltwunder, und er ist in der Tat nach Weber der „Vater der großen Geschütze“, in letzter Linie auch unserer Riesenschiffe von heute. So wollte denn auch Nikolaus I., als er 1844 England bereiste, diese berühmte Schmiede besichtigen. James Nasmyth aber war ein eisenköpfiger, kräftiger Mann alten Schlages, der vom „Bedientendienst beim moskowitzischen Tyrannen“ zu sprechen liebte, wenn auf den Zarenbesuch die Rede kam. Und er traute seinen Augen und Ohren nicht, als eines Sonntags morgens ein Adjutant des Kaisers vor die in fleischer englischer Sonntagstruhe liegende Fabrik und sein Wohnhaus fuhr, sich durch einen vorausgeschickten Jäger laut als Kaiser K. anmelden ließ, vorzentrückend zu ihm emporkam, von einem Diener gefolgt zu ihm ins Zimmer trat und den Besuch des Kaisers für den Nachmittag ankündigte. Der Meister, schon über dies Benehmen empört, antwortete mit mühsam behaupteter Ruhe, „daß es ihm leid tue, wenn der Kaiser wenig Bemeisenswertes sehen werde, denn die Fabrik siehe des Sonntags wegen still.“ Der Adjutant hatte mit seinem farbonischen Lächeln erwidert, „es müsse doch ein Leichtes sein, sie für ein paar Stunden in Gang zu setzen. Die Gnade seines Herrn, des Kaisers, sei dem Meister für diese Gefälligkeit gewiß.“ Während dieser Aeußerung hatte der vornehme Kuffe aus einer ihm von dem hinter ihm stehenden Diener präsentierten Bonbonniere genascht, und die Absätze zusammenschlagend, mit den Sporen geklickt. Da war dem Meister die Galle übergelaufen. „Herr“, schrie er ihn an, „die Gnade meines Herrgotts ist mir lieber als die Ihres Kaisers! Und wenn ich auch ein solcher Lump sein wollte, für ihn am Sonntag arbeiten zu lassen, so würden meine Leute keine solchen Lumpen sein!“ Totenbleich war der Höflich vor den dröhnenden Worten und funkenden Augen des freien Mannes zurückgetraut und hatte nur noch die schüchtern die Frage gewagt: „Wirden Sie und Ihre Leute denn auch für Ihre Königin nicht Sonntags arbeiten?“ Vorant Nasmyth, bei dem angedichs des entlegten Schranzen der Humor schon wieder das Uebergewicht gewann, erwiderte: „Wolleicht, weil sie eine hübsche, junge Frau ist, und Gott will, wie der Franzose sagt, was das Weib will. Aber ich bin gewiß, sie wird es nimmermehr wollen!“ . . . Und der Kaiser von Rußland hat die Riesenschmiede von Patricroft nie gesehen. . . .

Ein Gebet für Einhändige. Zu den technischen Hilfsmitteln, die den einhändigen Menschen über den Mangel der zweiten Hand hinwegheben sollen, gehört ein neu konstruiertes Gabelmesser, das Dr. W. Franke nach Versuchen in einem Reservelazarett in den Medizinisch-technischen Mitteilungen für Ärztliche Fortbildung warm empfiehlt. Das Gabelmesser besteht aus einem Gabel- und messerförmigen Teil, die wie die Branchen einer Schere ineinander greifen. Beim Schließen des Instruments gleitet das Messer zwischen die Finken der Gabel und zerschneidet mit Leichtigkeit die Speisen. Sind diese zerhackt, so kann von dem Chirurgischen mit einem Griff das Gabelmesser in zwei Teile auseinander genommen und die Gabel benutzt werden, um die Speisen zum Munde zu führen. Ebenso kann das Besteck mit einer Hand wieder zusammengeführt werden.

Büchertisch.

Der „Völkerkrieg“ (herausgegeben von Dr. C. D. Baer, Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart) wendet sich in Heft 43 zur Darstellung der Kämpfe zwischen Maas und Mosel von Mitte Januar bis zu jener großen Offensive, mit welcher die Franzosen in der ersten Hälfte des April die Jange auflegten, um die bei St. Mihiel bis über die Maas vorgetriebenen Stellungen der Deutschen auf den Höhen bei Morcheville und Hligny zu knicken und von den rückwärtigen Verbindungen abzutrennen. — Heft 44, das sich mit den Kämpfen in Lothringen, in den Vogesen und im Sundgau befaßt, bringt außer wertvollen Einzelheiten aus der deutschen Offensive bei Badonviller im Februar und der ersten Erstürmung des Hartmannsweilerkopfes ganz besonders wieder zwei jener glänzenden Ansätze, durch die der „Völkerkrieg“ seine Anziehungskraft mit jeder Nummer neu bewährt und die gespannte Erwartung seiner Leser zu befriedigen weiß. Der eine, „Die Wacht am Rhein“, von dem bekannten Schweizer Dichter Hermann Kurz ist die mit kräftigen Farben belebte Schilderung der Abwehr eines feindlichen Pfliegergeschwaders an den Ufern des Rheins. Der andere ist die ausführliche Darstellung der Kämpfe bei Münster, besonders der Erstürmung und Belagerung des Reichsadelkopfs, durch den Schweizer Obersten Karl Müller, ein Mutterstück der Kriegsberichterstattung an vollkommener Sachkenntnis, Ordnung, Uebersicht und Klarheit bis ins einzelne. Sämtliche behandelten Kampfgebiete sind durch Uebersichtskärtchen veranschaulicht. Unter den zahlreichen Bildern finden wir ein solches des Generalobersten Freiherrn v. Falkenhause.

Die junge Gzellenz. Roman von Paul Oskar Höcker. Verlag Ullstein & Co., Berlin-Wien. — Dieses Werk Paul Oskar Höckers ist ein Roman aus Deutschlands politischer Welt, mit seinen liebenswürdigen Anspielungen, gefüllt mit den Stimmungen der letzten Jahre vor dem Kriege. In große Namen der neueren Reichschronik erinnert manche der Gestalten, die in diskret abgetönten Bildern hier sichtbar werden; und schon das Anfangskapitel, das eine Trauung in der Berliner Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche schildert, im hellen Licht eines Oktobertags, mit einer bunten Versammlung von hohen Würdenträgern und ihren Damen, Offizieren in Gala, Mitgliedern des brandenburgischen Adels hat den Reiz einer zeitgeschichtlichen Momentaufnahme. Weiter und noch mächtig bewegt legt die „Junge Gzellenz“ ein. Mit lebensvoller Annut erzählt sie von einer schönen, feiß verwitweten Frau; vom Suchen eines Verzens, das, einem schweren Nichtenkonflikt überantwortet, in leidenschaftlichem Drange das Rechte will, von schmerzlichem Aufbegehren und von dem nach vielen Kämpfen eroberten Glück einer freien Wahl. Scheinbar nur plaudernd stellt Höcker ein Schidial dar. Aus Berlin führt sein Roman nach der sonnenbeglänzten Riviera, nach den bevorzugten Orten des internationalen Reiseverkehrs, und auf der materiellen Insel Wight endet die Handlung. Aber ein preussisches Jodl ist eingeschaltet, das von der zerplitternden Haft der Fremde die starke Ruhe der märkischen Heimat, die ernste stille Landschaft ihrer Wälder und Seen sich abheben läßt.

„J'accuse“. Aus den Aufzeichnungen eines selbgrauen Akademikers im Verlag von Georg Stille-Berlin NW. 7, erschien zum Kreise von 30 Bg. eine kleine Schrift mit dem obigen Titel. Sie richtet sich gegen das bekannte Buch „J'accuse“ von jenem anonymen Deutschen, der von der neutralen Schweiz aus mit dem Wahnsinn des unbeherrschbaren Ideologen sein eigenes Volk in einem Augenblick angriff, da es von allen Seiten angefallen den größten und lächerlichsten Kampf seiner Geschichte kämpft. Der Verfasser, ein selbgrauer Akademiker, zerplückt mit der ganzen losischen Schärfe und mit der Unerbittlichkeit des gelebten Historikers alle Phrasen und die ganze internationale Schlagwörterfoussicht, mit der der anonyme Deutsche in der Schweiz die Laten der Feinde seines Vaterlandes zu einschuldigen, ihre Schuld dem Lande, das ihn geboren, aufzubilden suchte.

In R. F. Köhlers Verlag, Leipzig, erschienen folgende Schriften: Frankfurter Historische Forschungen. N. F. Heft 1: Frankfurter Hochschulräte 1354-1868, von Professor Dr. Rud. Jung; R. Haufe: Der deutsche Nationalstaat in den Flugschriften von 1848-49; O. Dasse: Theodor von Schön und die Stein'sche Wirtschaftsreform.

Kreuzrätsel.

		1-2 weiblicher Vorname.
1	2	3-4 kleines nützliches Instrument.
		2-4 Kritik.
3	4	4-2 Flußmündung.
		3-1 Bezeichnung.
		Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Königszugs in voriger Nummer:
 Regt dir getieren klar und offen,
 Wirfst du heute kräftig frei;
 Kannst auch auf ein morgen hoffen,
 Das nicht minder glücklich sei.